

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Sein Stadtwall
Autor: J.R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575076>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

er aber in seinem Bett plötzlich an eine steilere Stelle kommt, so entstehen hier Spalten quer zum Gletscher. Dieselben bewegen sich mit dem Eise langsam thalabwärts und schließen sich, wenn sie wieder auf flacherem Grunde angekommen sind. Oben aber entstehen an der gleichen Stelle immer wieder neue. — Auf den flachen, spaltenfreien Teilen jedes Gletschers bilden sich nun während jedes warmen Tages große Massen von Schmelzwasser, die zu Bächlein und Bächen zusammen rinnen. Schon auf unseren heutigen Gletschern werden diese Bäche auf dem Eise an heißen Nachmittagen so groß, daß man sie nicht mehr durchwaten und nicht überspringen kann. Erreicht der Bach dann eine der oben erwähnten Querspalten, so stürzt er mit Donnern und Tosen in die Tiefe und fließt von da an unter dem Eise bis ans Gletscherende.

Während der Eiszeit erfüllte nun der Neuzgletscher das ganze Innerland und den Vierwaldstättersee und reichte noch weit hinaus bis Mellingen und Bremgarten. An der Stelle aber, wo der Gletscher über die Hügel des Gütisch und der Musegg wegging, mußte regelmäßig Spaltenbildung eintreten, so daß hier die oberflächlichen Schmelzwasserbäche in die Tiefe stürzten. Dabei rissen sie Steine von der Oberfläche des Gletschers in die Tiefe, andere trafen sie unten an und wirbelten dieselben so herum, daß dadurch der Felsboden kesselförmig ausgehöhlt wurde. Die Steine selbst wurden dabei natürlich rund geschliffen. Die zum Wälzen und Rollen der Steine nötige Kraft des Wassers war gewiß vorhanden, betrug doch die Sturzhöhe, d. h. die Dicke des Eises, ca. 500 m!

Eine nähere Betrachtung erklärt auch noch einige Details, welche die Luzerner Gletschermühlen aufweisen. Bei den größern derselben ist deutlich die thalabwärts gerichtete Seite stärker ausgehöhlt, als die andere. Dies rührt von der Bewegung des Eises und damit der Spalte her, durch welche der Bach stürzte. Anfänglich senkrecht, mußte die Spalte bald etwas schief thalabwärts gerichtet werden, weil sich die obern Eisschichten infolge der geringern Reibung schneller thalabwärts

bewegen, als die untern. Dann mußte der Sturz des Wassers schief den Boden treffen und die thalabwärts gerichtete Wand des Kessels mit größerer Gewalt angreifen.

Dadurch erklärt sich auch, warum bei den größeren Gletschermühlen der Kessel mehr oder minder deutlich spiralförmig geformt ist. Sobald der Sturz nicht senkrecht erfolgte, entstand in dem Kessel eine drehende Bewegung, so daß das Ausschleifen in Spiralförmigkeit erfolgte. (Fig. 2.) — Weil die Spalte, die dem Oberflächenwasser den Durchpaß gewährte, sich immer wieder ungefähr an der gleichen Stelle bildete, so finden wir jetzt die Gletschermühlen, zu einer Gruppe vereinigt, nahe beisammen.

In neuester Zeit ist der Gletschergarten um einen neuen Anziehungspunkt bereichert worden, der auch dem Laien die Entstehung der Gletschermühlen begreiflich macht: nach den Anweisungen der Herren Prof. A. Heim und Ing.-Top. K. Zinsfeld ist ein Modell einer Gletschermühle erstellt worden, das im Sommer den Besuchern in Thätigkeit gezeigt wird. Da ist zunächst die genaue Nachbildung einer Klubbhütte mit all dem Inventar, das dem Alpen-Clubisten so willkommen ist, wenn er abends eine von diesen höchstgelegenen menschlichen Behausungen erreicht. Treten wir ans Fenster der Hütte, so erklingt sofort ein bewunderndes Ah! von unsern Lippen. Wir schauen hinaus auf einen prachtvollen Gletscher, der von den fernen Hörnern und Zacken als majestätischer Eisstrom herabfließt. — Treten wir aber in einen seitlichen dunkeln Felsengang, so kommen wir nach wenigen Schritten in eine Höhle, in die von oben grünblaues Licht eindringt, ganz wie in den Eishöhlen der Gletscher. Da stürzt von der Höhe ein Bach herab in einen Felskessel hinein und wälzt darin einen runden Bloc („Reibstein“) herum, gerade wie es einst in den wirklichen Gletschermühlen geschah. Weil man aber keine Sturzhöhe von 500 m zur Verfügung hatte, konnte man keinen von den alten „Reibsteinen“ benutzen; man mußte einen leichteren haben und rüstete daher das Modell der Gletschermühle mit einem „Reibstein“ von — — Holz aus.



Sein Stadtwall.

Er saß in der Ecke des kleinen Saales. Wie verlangte er darnach, daß doch auch nur ein einziger vor seinem Kunstwerke stehen bliebe. Aber nein — man kümmerte sich nicht darum, sondern gieng interessellos daran vorüber.

Es hatte jedenfalls einen schlechten Platz; und dann die Farben — wie unauffällig, düster waren sie doch gegenüber jenen Stadtansichten, Waldpartien, farbenprächtigen Stillleben und Viehweiden. Wie hatte er auch

nur ein solches Sujet wählen können? Einen mittelalterlichen Stadtwall in der Abenddämmerung! Ein Gemisch von Braun, Schwarz und Grau, aus dem nur schwach die hohen Häusergiebel zum Vorschein kamen und darüber das Fahlgrau des abendlichen Himmels. Hätte er doch wenigstens um das Ganze einen breiten Goldrahmen gethan — aber nein, er hatte gemeint, einfache, schwarze Leisten stimmten besser zu dem Ganzen! Die Menschen schauten alle nur nach

den prächtigen Goldrahmen und von diesen erst auf die damit eingefassten Bilder. Dort, mitten im vollen Lichte hing ein Gemälde, ein Zigeunermädchen darstellend; der Hintergrund hellblau, rechts ein hellgrünes Gebüsch mit schreiend roten Blüten, hinter welchem die weißen Mauern einer Herberge her-

vorleuchteten. Das Mädchen selbst war die reinste Musterkarte, der Rost rot, die Kleidung des Oberkörpers braun mit gelben Punkten und Streifen; im dunklen Haar ein silberner Mond und um den Hals ein Collier von goldenen und silbernen Münzen, die bis auf den Busen hinabhiengen. Das war ein Pfuscherwerk, aber kein Mensch verließ den Saal, ohne nicht wenigstens einen Augenblick vor dem Farbenmuster stillzustehen.

Es zog durch seine horrible Häßlichkeit unwiderstehlich an. Sein armseliger Stadtwall dagegen hing einsam dort in der Ecke, unbemerkt und übersehen. Ja, das war hart! Einen Augenblick zweifelte er an seinem Talent, an den Menschen, an allem. Er hatte seinen Stadtwall für schön gehalten, aber war er wirklich schön? War Schönheit nicht ein relativer Begriff bis ins Unendliche? Sollte er allein recht haben und wissen, was schön sei, während all die Menschen, die da herum-schlenderten, keine Idee davon hatten? War Kunst ein ästhetisches Amüsement, oder war sie etwas Höheres? Er wußte es nicht. Aber das Eine stand ihm fest: die Kunst lohnt nicht mehr!

Es kamen mehr Menschen. Er begann aufs Neue zu hoffen. Alte Herren und Damen, diese, zahlreicher als die Herren, kamen, um sich hier ästhetisch zu amüsieren. Ja, Kunst war Amüsement, das sah er deutlich ein.

Dummkopf, der er war, daß er sich solche Entbehrungen auferlegt und Hunger gelitten hatte, um diesen Stadtwall in der Abenddämmerung fertig zu bringen. Baron d'Aludale hatte ihm 200 Gulden geboten, wenn er ihm das Porträt seines ältesten Sohnes, der nach Indien reiste, malen wollte; er hatte es abgelehnt. In seinen Augen wäre es eine Profanation der Kunst gewesen, „auf Bestellung“ zu arbeiten. Sein Glend würde ja nicht lange währen. Wenn nur einmal sein Stadtwall fertig



Fig. 2. Der Gletschergarten in Luzern: Ein Erosionskeßel (Gletschermühle), siehe S. 457.
Nach Photographie von Schlatter, Zürich.

sein würde, würde man ihn sicherlich für einen Künstler „von Gottes Gnaden“ halten und ihm für sein neuestes Kunstwerk soviel bieten, um unbesorgt an seiner zweiten Schöpfung arbeiten und so langsam aber sicher der goldenen Pforte des Ruhms und Reichthums näher kommen zu können.

Und jetzt — dort hing es einsam und verkannt, sein Stadtwällchen! — Der Kunsthändler hatte einen scharfen Blick gehabt, als er ihm sagte, daß „das Ding nichts zu bedeuten habe.“

„Aber ich glaube doch, daß . . .“

„Ich leugne nicht, daß es einigen Wert habe; und wenn Sie, Verehrtester schon einen Namen hätten, würde ich Ihnen selbst ein paar hundert Gulden darauf vorstippen.“

„Aber Mesdag, und Mauve und Maris und Israels sind doch auch nicht berühmt auf die Welt gekommen! Ein Werk muß doch einmal das erste sein, durch welches man berühmt wird, und Sie können überzeugt sein, daß ich mit nicht geringerer Hingebung und Liebe an meinem Werke gearbeitet habe, wie jene an dem ihrigen.“

„Wohl möglich, wohl möglich, aber für einen Künstler, der erst berühmt werden will, ist das Ding zu unauffällig; Sie werden sehen, daß ich kein Angebot darauf erhalte. Ich will Ihnen aber das Vergnügen bereiten, und es ausstellen, aber . . .“

Und wirklich — bis jetzt war noch nichts dafür geboten worden, ja man sah nicht einmal darnach!

Mit der Zahl der Besucher wuchs auch seine Enttäuschung. Er erhob sich und, die Hände auf dem Rücken, folgte er den Neugierigen und ärgerte sich jedesmal, wenn man wieder so eine in breiten Goldrahmen gefaßte „Kleckerei“ schön fand.

Eine junge Frau, die wahrscheinlich selbst ein Baby zu Hause hatte, war voll Bewunderung über ein kleines Knäblein, das vertrauensselig neben einem großen Hunde lag und schlief.

„Ah wie wunderlieb! und der große Hund, wie gut er doch ist!“

Ein altes Herrchen behauptete, daß der stötenspielende Bettler dort einem ihm bekannten Geistlichen aufs Haar ähnlich sehe, und unterhielt sich darüber des Langen und Breiten mit einem jungen Bürschchen, das sein Geschwätz gleichgiltig anhörte, dafür aber lüftern hinüberschielte nach den badenden Nymphen dort drüben rechts in der Ecke.

Ein Herr wieder, der allem Anscheine nach den Kunstkenner spielte, besah alles aus der Perspektive, indem er, zu diesem Zwecke die Hände wie ein Binocle vor die Augen haltend, Gemälde für Gemälde aus einiger Entfernung musterte und Lob oder Tadel einer jungen Dame gegenüber äußerte, mit welcher er offenbar auf der Hochzeitsreise war.

Ein Backfisch von einem jungen Mädchen, welches vermutlich die Pensionatsferien bei den zwei bejahrten Damen zubrachte, in deren Gesellschaft es sich befand, las jedesmal erst die Namen der Künstler und war voll des Lobes über die Bilder, welche bekannte Namen trugen. Aus einiger Entfernung betrachtete es dieselben, sich benehmend, als ob es nicht wüßte, wer ihre Schöpfer wären.

Zwei andere junge Fräulein, die sich offenbar selbst auch ein wenig an der Malerkunst versündigten, waren eben im eifrigen Gespräch über die Farben von Schönfeld und La Croix, um sich schließlich zu fragen, ob für jenen Tannenbaum mit dem eigentümlichen Lichteffekt Saftgrün mit Citronengelb oder dunkelgrüner Lack mit Goldlack verwendet worden sei . . .

Ja, wäre doch nur ein einziger Mensch gewesen, der von seinem Stadtwall unbillig und falsch geurteilt hätte. Wäre auch nur ein e i n e r gewesen, der gesagt hätte: Ist das eine Pflucherei, oder: was ist doch das für ein sonderbares Sujet? ebenso gut könnte man das Tintenfaß über ein Stück Leinen gießen und darunter schreiben: eine Herbstnacht, in welcher man die Finsternis mit Händen greifen kann. — Aber nein; man machte sich nicht einmal über sein Kunstwerk lustig.

Er war eben im Begriffe, den Saal zu verlassen, um draußen Menschen und Kunst zu vergessen, als er, sich noch einmal um-

wendend, vor seinem armfeligen Stadtwall ein junges Mädchen stehen sah, das sein Werk voll Entzücken betrachtete.

Also doch eine einzige Seele, die sich angezogen fühlte durch den Gegenstand, den er „zu Leinwand“ gebracht hatte! Sie machte einige Schritte rückwärts, dann wieder vorwärts bis unmittelbar vor das Bild, und war jedenfalls wonnetrunken in Bewunderung der subtilen Dunkelheit, aus deren geheimnisvollen Schoße die hohen Giebel und Giebelchen der alten Häuser emporragten, ähnlich wie die geistlichen und idealen Momente aus dem Dunkel einer erräumten Legende.

Kein, sie konnte sich nicht satt sehen, sie war entzückt, und ein Sonnenschein von Glück und Befriedigung verklärte ihr schönes Gesicht.

Dann eilte sie weg, um bald darauf den alten Herrn, welcher in Betrachtung des farbenreichen Zigeunermädchens verweilt war, an den Kockschöhen zum Stadtwall in der Abenddämmerung zu ziehen.

„Väterchen“, sagte sie. Das müssen Sie sich einmal genau ansehen. Haben Sie je einen Rahmen gesehen, wie diesen; der so sehr dem gleicht, welcher das alte Bild des Großvaters im Gartenzimmer einfaßt?“

Der alte Herr sah genauer zu und fand, daß sie recht hatte. Die Ähnlichkeit war zu frappant!

„Aber Väterchen, nicht wahr, den kaufen wir als Pendant zu dem anderen?“

„Aber Kind, am Gemälde haben wir nichts, du siehst doch, daß es absolut keinen Wert hat. Kein Mensch würdigt es eines Blickes. Können wir den Rahmen nicht separat erstehen?“

„Das wird wohl nicht gehen. Aber wir können ja das Bild herausnehmen und einen schönen Delbruck, oder so etwas dafür hineingeben. Meinst du nicht auch?“

Ja, das meinte er auch.

Als der Kunsthändler hinzukam, war man bald handels-einig und nach Verlauf einer Viertelstunde steckte im Rahmen des Stadtwalls ein Kärtchen mit den Worten: „Verkauft!“

Da gab es bald ein kleines Gedränge vor dem dunklen Stadtwall. Der Künstler hatte offenbar Talent. Was er da gemalt, war ein Stück Abendpoesie, ein stiller, sinniger Traum, erinnernd an die Meisterwerke des 17. Jahrhunderts, — und so weiter . . .

Die junge Mutter fand diese ruhige Umgebung geeignet für nervös überreizte Kinder und verbreitete sich über diese moderne Krankheit im Allgemeinen.

Das alte Herrchen behauptete, der Künstler habe sicherlich in Middelburg seine Skizzen gemacht.

Der Herr auf der Hochzeitsreise lobte die Perspektive — die „höhere Tochter“ wollte schon mehr Werke dieses Künstlers gesehen haben. Die selbst künstlerisch angehauchten jungen Damen hatten sich über die Farbenmischung geeinigt, die für Lust und Wasser verwendet worden war — kurz — alle waren darin einig, daß man hier vor der vollendeten Schöpfung eines großen Künstlers stehe, der es verstanden hatte, aus einem düsteren, unscheinbaren Sujet einen Juwel delikatester Schönheit zu machen.

Das war der Ruhm, das war das Glück!

Ja, jetzt war er Künstler!

Das Publikum war bisher nur unachtsam gewesen; aber, da es einmal aufmerksam gemacht sein Talent und die eigenartige Schönheit seiner Kunst sah, — gab es dem Kaiser, was des Kaisers war und ließ die bunten Kleckereien seitwärts liegen. Es stand in Bewunderung still vor seinem „Stadtwall“ in der Abenddämmerung.

Und still in die Ecke sich drückend, konnte er sich im Ruhme seiner Kunst, deren Schönheit nun nicht mehr eingebildet noch relativ war; und die Ausrufe der Bewunderung dünkten ihn wie der heraufschende Duft fremdortiger Blumen; gierig atmete er ihn ein.

J. R.

Eugen Ruff, Bundespräsident für das Jahr 1898.

In der Vollkraft der Mannesjahre steht gegenwärtig Eugen Ruff, der höchste Beamte unserer Republik. Im 45. Lebensjahre bereits die vornehmste Würde zu erhalten, die wir Schweizer zu vergeben haben, dazu gehört eine ungewöhnliche diplomatische Begabung und ein fester, gerader Charakter. Beides

besitzt Ruff in reichem Maße. Er ist ein Waadtländer von Geburt, aus Lutry stammend. Seine juristischen Studien hat er an der Akademie in Lausanne begonnen und an Universitäten in Frankreich und Deutschland beendigt.

(Siehe Bild auf Seite 466).